

## Recensionen und Referate.

**Einleitung in die Philosophie.** Von Dr. W. Jerusalem. Wien, Braumüller. 1899.

Der Vf. genannten Werkes ist Privatdocent an der Wiener Universität und will hier eine gedrängte Uebersicht über die wichtigsten Probleme und Ansichten in den verschiedenen Zweigen der Philosophie bieten und zugleich seine Stellungnahme zu denselben kennzeichnen. Ersteres geschieht meistens in recht klarer, gemeinverständlicher Weise; doch dürften blos Anfänger in diesen Auseinandersetzungen etwas Neues finden. Was die eigenen Anschauungen des Vf. betrifft, so stellt sich seine Philosophie im ganzen ungefähr dar als ein gemischter Niederschlag der Gedanken Wundt's, Paulsen's und Spencer's: empirisch-evolutionistischer Standpunkt ohne Ausschluss einer freien Gefühlsreligion und wissenschaftlichen Metaphysik, die schliesslich in vagen Voluntarismus ausmündet.

Logik und Psychologie gelten dem Vf. als propädeutische Disciplinen. Letztere ist ihm lediglich Wissenschaft von den Gesetzen des Seelenlebens:

„für die Betrachtung des Seelenlebens ist die absolute Elimination des Substanzbegriffes dringend geboten und auch von der modernen Psychologie energisch gefordert. . . Deswegen wird vor allem die Psychologie gegen eine Weltanschauung Verwahrung einlegen müssen, die dem thatsächlich gegebenen Verlauf und der Natur der seelischen Vorgänge so wenig gerecht wird.“ Welches diese Weltanschauung ist, erklärt er anderswo: „Der Glaube an ein vom Körper verschiedenes Seelenwesen, das nach dem Tode ein selbständiges Dasein führt, ist tief in der Menschennatur begründet und findet sich thatsächlich bei den primitivsten, auf der niedrigsten Culturstufe zurückgebliebenen Völkern. Fast sämtliche Religionssysteme haben diesen Glauben zum Dogma erhoben, und derselbe ist als selbstverständliche Voraussetzung in viele philosophische Systeme übergegangen.“

Dass gerade dieses Dogma von der Nichtexistenz einer Seele als selbstverständliche Voraussetzung in die moderne Philosophie übergegangen ist, zeigt auch dieses Buch wieder, wo nur aller Erfahrung zum Trotz in vielen Wendungen wiederholt wird, dass wir in uns nur psychisches Geschehen



Man kann ja wohl das Prädicat, welches ein Sein des Subjectes darstellt, eine Seinsleistung desselben nennen, wobei man sich des analogen Ausdruckes bewusst bleiben muss. Aber so förmlich an Kraftleistungen denkt beim Urtheilen niemand. Gleichwohl wird dieser Gedanke dem Vf. zur Basis seiner Weltanschauung, indem er diese phantasievolle Vorstellung einfach zur Wirklichkeit macht und zugleich den Monismus unterschiebt.

So erscheint ihm „das Weltganze als ein Werk eines mächtigen, unendlichen Willens, dessen Kraftäusserung eine constante ist. Dieser mächtige Wille ist der Urgrund für Materie und Geist, die Naturgesetze sind seine Gesetze, er hat sie gegeben, wie der Psalmist sagt, und er selbst bricht sie nicht“. Gilt ihm ja auch der Pantheismus des Spinoza als „grossartige Weltanschauung“ im Gegensatze zum christlichen „anthropomorphischen Theismus“, eine Phrase, welche er offenbar Paulsen entlehnt hat.

Um für solche Ausführungen Verständniss zu erlangen, scheint es wirklich nothwendig, nach der Aufforderung des Vf. das Bewusstsein des Urmenschen oder Kindes zugrunde zu legen. Doch zeigen sie wiederum, welch' oberflächliche, ja phantastische Erörterungen oft die höchsten Fragen erledigen müssen.

In der Aesthetik legt der Vf. einem Gedanken viel Gewicht und Entwicklungsfähigkeit bei, dessen Auctorschaft er zugleich für sich in Anspruch nimmt: dass nämlich die Entstehung des Schönheitsbegriffes auf die Thatsache zurückzuführen sei, dass sich Heirathslustige schmücken.

„Wenn nämlich der Schmuck seinen ursprünglichen Zweck erreicht hat, wenn die Liebeswerbung erhört ist, dann erscheint die Geliebte dem Liebenden schön“. Das Gefühl der Liebe hat nämlich „ursprünglich nur geschlechtlichen Charakter,“ differenzirt sich aber später mannigfaltig.

Das ist wohl allzu populäre Psychologie, die zugleich sehr lebhaft an Darwin's Theorie über den Ursprung der Musik erinnert. Doch liegt immerhin in unkenntlicher Verkleidung ein wahrer Gedanke vor, dass nämlich die Schönheit Object der Liebe ist. Das war aber der scholastischen Philosophie schon längst bekannt, und sie hat diesen Gedanken schon wiederholt zu seinen Consequenzen geführt.

Die Ethik will der Vf. mit Spencer biologisch behandelt wissen und zugleich genetisch, selbstverständlich „unabhängig von jedem religiösen Dogma, und „die Meinung, als gebe es ein absolut Gutes,“ als sichere Täuschung erklärend. Förderung des Gesamtwohles und besonders auch Aufrechthaltung der Persönlichkeit, die „sich aus der ursprünglichen Menschenherde immer kräftiger herausarbeitet“ und „dem Gesamtwillen, wie er sich in Religion und Sitte kundgibt, ihren Eigenwillen entgegensetzt“, sind ihm ethische Hauptbedürfnisse. Sonst gebriecht es diesen wie den übrigen Ausführungen fast gänzlich an wissenschaftlicher Bedeutung.

Dass der Vf. für das Christenthum wenig Sympathien hat, dürfte wohl kaum überraschen. Bezeichnend sind folgende Worte:

„Das Christenthum hat zunächst die ethischen Grundgedanken des alten Testaments in weiteren Kreisen wirksam werden lassen. Die Ethik des Judenthums beruht auf den zwei Grundpflichten der Gottesliebe und der Menschenliebe. . . Das Christenthum betont nun die Liebespflicht noch stärker. — Zu diesen Gedanken fügt aber das Christenthum den von der orphischen Geheimlehre der Griechen (seit d. VI. Jahrh. v. Ch.) vorbereiteten Jenseitsglauben hinzu, wonach das irdische Leben nur eine Vorbereitung ist für das wahre Leben nach dem Tode. Durch Weltflucht und Selbstpeinigung (Askese), wie durch Abtödtung des Fleisches soll diese Verachtung der irdischen Güter zum Ausdruck kommen und die Vorbereitung für das Jenseits vollzogen werden. Dieser Jenseitsgedanke hat zweifellos die Opferfähigkeit des Menschen unglaublich gesteigert, und das ist ein Verdienst, welches sich das Christenthum um die Menschheit erworben hat. Dagegen hat die namentlich von Augustin angewandte Gnadenlehre sittlich bedenkliche Folgen gehabt. Indem der Mensch für ganz unfähig erklärt wurde, aus eigener Kraft Erlösung zu erwirken, wuchs die Macht der Kirche, der alleinigen Spenderin der Gnade, bald in's ungemessene. Für den Christenmenschen schien es wichtiger, durch Erfüllung der äusserlichen Ceremonien, als durch innere sittliche Läuterung für sein Seelenheil zu sorgen. Doch das Unabhängigkeitsgefühl des sittlichen Bewusstseins brach sich Bahn“ usw.

Zu geringes Verständniss für Geist und Eigenart des Christenthums und so hochgradige Unkenntniss über Ursprung und Entwicklung desselben, wie sie sich an diesen und anderen Stellen aussprechen, machen wohl den Vf. unfähig, das Christenthum würdigen zu können. Man braucht nun nicht der Ansicht zu sein, dass die glorreiche Gottesmacht des Christenthums der Bestätigung eines modernen Universitätsdocenten bedarf, um gleichwohl gegen eine solche Geringschätzung desselben nachdrücklich Einsprache zu erheben, zumal wenn sie an der ersten Universität eines christlichen Reiches oder gar in breiteren Kreisen der christlichen Gesellschaft platzgreifen will. Dieselbe ist auch durch den Nachweis nicht gerechtfertigt, dass man in der geistigen Gefolgschaft grösserer Denker sich befindet und auf das begehrenswerthe Zeugniss neuzeitlicher Gesinnungstüchtigkeit Anspruch erheben kann.

Pressburg.

Jos. Donat S. J.

**Der Triumph der christlichen Philosophie gegenüber der antichristlichen Weltanschauung am Ende des XIX. Jahrhunderts.** Eine Festgabe zur Säcularwende von Dr. E. L. Fischer. Mainz, Kirchheim. 1900. gr. 8. XVI, 398 S. *M.* 6.

Vorgenanntes Werk sollte ursprünglich den Titel tragen: „Die Wahrheit“ usw., was noch heute die sog. „Normen“ der einzelnen Druckbogen

bezeugen. Nachträglich hat der Vf. statt dessen den jetzigen Titel gewählt, der ja unstreitig schöner und vornehmer klingt, ähnlich wie er auch anderen Schriften, welche z. B. jetzt „Der sog. Lebensmagnetismus oder Hypnotismus“ und „Theorie der Gesichtswahrnehmung“ heissen, nach Ausweis der „Normen“ ihrer Druckbogen anfangs einen mehr oder weniger abweichenden Namen gegeben hatte. Eine reiche Litteratur hat er in seinem Werke verwerthet, wie das zu Anfang desselben angeführte ausführliche Verzeichniss der citirten Autoren beweist, obgleich darin auch Autoren genannt werden, von denen kein Citat vorkommt (z. B. Lange 334), und auf der anderen Seite manche Autoren (Bain 388, Epping 146, Küchenmeister 195, Rütimeyer 317, Stewart 361 und R. Wagner 195), oder Schriften von solchen (Comte 105, Cuvier 189, Gutberlet 61 u. 345, Helmholtz 144, v. Hertling 235, Janet 225, Thomas 150, Virchow 199 und 252, vgl. 265) vergessen worden sind. Abgesehen von einigen kleinen Ungenauigkeiten oder Abänderungen sind die Citate sehr correct. Am allermeisten hat aber der Vf. seine eigenen Schriften citirt, zuweilen (21) mit genauester Angabe der Seitenzahler derselben mitten im Texte. Und die hat er nicht etwa „nur der Quintessenz“ nach, wie er S. V sagt, sondern in dem Maasse ausgebeutet, dass dieselben dadurch jetzt gewissermaassen eine zweite Auflage erleben. Freilich wollte er nicht unterlassen, in Fussnoten, zuweilen (z. B. 21, 40, 69, 85, 92) auch in einer Textnote, jedesmal auf sie ausdrücklich hinzuweisen (der Hinweis in der Fussnote S. 14 stimmt wohl nicht), aber dadurch, dass er die benützten Abschnitte mittels Anführungszeichen nicht markirte, benahm er dem Leser die Möglichkeit, den ganzen Umfang der Benützung sofort zu übersehen und zu ermessen.

„Als wissenschaftliches Denkmal“, so schreibt der Vf., „errichtet auf der Grenzscheide zwischen dem alten und dem neuen Jahrhundert, soll es (sein Werk) die christlich philosophische Forschung des 19. würdig abschliessen und die des 20., Basis und Richtung gebend, eröffnen“ (III).

Fürwahr eine schwere und eminent wichtige Aufgabe, vor welcher der Vf. aber nicht zurückschrecken zu müssen glaubte in dem Bewusstsein, dass er „bereits seit einem Vierteljahrhundert in der wissenschaftlichen Arena gestanden, unverdrossen mit den Waffen des Geistes den guten Kampf gekämpft und auch in der Geschichte der Philosophie, selbst von nicht-katholischer Seite, besondere Anerkennung gefunden hätte“ (V, vgl. 51). Allerdings hatten wir gemeint, dass es dem Vf. um die ganze „christliche Philosophie“ (IV; VII, VIII, 6 f., 11, 13 usw.), wenigstens um „die neuere oder moderne christliche Philosophie“ (12), d. i. um „die christliche Philosophie der Gegenwart“ (194, 327), oder genauer um „die Summe der christlichen Philosophie nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung“ (IX) handle. Bei näherem Zusehen stellte sich aber

heraus, dass er bloß die „neuzeitliche“, d. i. die von ihm sogenannte „kritisch-realistische Phase der christlichen Philosophie“ (11 f., 172, 258), m. a. W. „den von ihm begründeten kritischen Realismus, die jüngste, am Ende des 19. Jahrhunderts hervorgetretene Entwicklungsphase der christlichen Philosophie“ (110; vgl. 69, 96, 242, 398) im Auge habe, so dass der Titel seines Werkes ganz passend hätte lauten können: Der Triumph meiner Philosophie usw.

Nach ihm „gehören zur Philosophie nicht nur die gewöhnlichen [was heisst dies?] Fächer, die man herkömmlicherweise dazu rechnet, wie die Logik, die Erkenntnisstheorie, die Metaphysik, die Naturphilosophie, die Psychologie und die Ethik, sondern es gibt (daneben!) auch eine Philosophie der Sprache, der Geschichte, des Rechts, der Gesellschaft, der Religion, des Schönen usw.“ (3 f.). Aber von all' diesen Disciplinen behandelt er im ersten Abschnitte seines Werkes nur ein kleines Stück der Erkenntnisstheorie (Erkenntnistheoretische Grundlegung, 19—110), auf welche er merkwürdigerweise selbst kein Hauptgewicht legt (V.), und im zweiten Abschnitt (Die moderne antichristliche Weltanschauung im Kampfe mit der christlichen Philosophie, 111—398) nur einige Fragen der Naturphilosophie, der Psychologie und (359—384) der Metaphysik (vgl. 99 ff.). Dabei hat er sich aber z. B. auf einen eigentlichen Beweis für die Geistigkeit (309 ff.) und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, der so „eminent zeitgemäss und wichtig wäre“ (III.), nicht eingelassen, letzteres aus dem ausdrücklich angegebenen Grunde, um „den Rahmen dieses Buches über das bestimmte Maas nicht allzusehr auszudehnen“ (358 Note). Auf die Ausdehnung des Rahmens seines Buches hat der Vf. nicht geachtet, als er z. B. die Lehre über den Urzustand der Welt (165—173), über die Entstehung der Weltkörper (173—185), über den Ursprung des Lebens (185—219), über die paläontologischen Forschungsergebnisse (265—283), über den Urzustand des Menschen (313—324) mit hineinzog, und doch dürften diese Kapitel keine Philosophie enthalten, auch wenn man sie im Sinne des Vf.'s (3 f.) versteht. Zudem dürfte man wohl mit Recht die Frage erheben, wer ihm denn das einzuhaltende Maas des Rahmens vorgeschrieben habe, da er doch in einem anderen oft citirten Werke („die Grundfragen der Erkenntnisstheorie“) sich selbst den Rahmen desselben viel weiter gespannt hat.

Das wären in grossen Zügen die Ausstellungen, welche wir uns an dem vorliegenden Werke zu machen erlauben möchten. Vielleicht darf man ihnen auch noch einige kleinere anfügen, etwa folgende, um uns auf sie zu beschränken. Zunächst wissen wir sehr wohl, dass die Philosophie nicht jedermanns Sache ist, und halten darum auch den Satz an sich für ganz richtig: „Wer z. B. keine Anlagen zum philosophischen Denken hat, wird nie zu einem Philosophen werden, auch wenn er sich

noch so viele Mühe gibt. Er kann wohl durch fleissiges Studium sich eine Menge philosophischer Kenntnisse aneignen, aber ein eigentlicher Philosoph, d. h. ein selbständig philosophischer Denker wird er nie werden“ (212) — aber wir hätten den Satz nie in das Buch hineingeschrieben, damit nicht ein Schalk in die Versuchung gerathe, ihn auf uns selbst anzuwenden. Sodann wäre es uns „auf der Zinne der christlichen Philosophie“ (VIII) ein bischen unheimlich geworden, denen gegenüber, welche gewissermaassen mehr oder weniger tief darunter stehen, auch „Männern der Wissenschaft“ (141) gegenüber wiederholt zu betonen, dass das vorliegende Werk eigentlich nur für solche geschrieben ist, „welche gehörig Verstand haben, um richtig zu urtheilen“ (IV), oder für „scharf und klar Denkende“ (110; vgl. 141, 148, 156, 326), weil wir nämlich gefürchtet hätten, durch dergleichen Reden die Leser abzustossen. Weiterhin dürfte es ein gelinder Irrthum sein, wenn der Vf. meint, in seinem Werke überall „die Wahrheit klar und bündig wiedergegeben zu haben“ (VII); denn an vielen Stellen (z. B. 1, 13 f., 18, 28, 37, 73 f., 78, 101, 103 f., 107, 123 ff., 158 f., 161 f., 170, 324 ff., 357 ff., 377 f.) ist seine Darstellungsweise nichts weniger als bündig, ja manchmal (z. B. 196 f.) sogar romanhaft breit, und was er z. B. über den Begriff der Erkenntniss (68 ff.) sowie über den Anfangszustand der Welt (170) schreibt, scheint uns nicht sonderlich klar zu sein. Ferner glauben wir nicht, dass er bei Vielen auf Zustimmung rechnen kann, wenn er, um einzelnes aus seiner Psychologie herauszugreifen, lehrt, dass die Sinneswahrnehmung „in letzter Instanz etwas Geistiges“ sei (22; vgl. 44 und 89), dass Psychisches und Geistiges ganz das nämliche darstellen (290 und 372), dass man das Gehirn „allgemein als Sitz unseres Bewusstseins betrachtet“ (86), dass im menschlichen Geiste „drei Hauptrichtungen seiner Bethätigung, nämlich Denken, Fühlen und Wollen“, zu unterscheiden seien, (348), dass auf ihrer höchsten Stufe „die Vernunft zum Geiste und damit zur Persönlichkeit“ werde (380). Endlich möchten wir, um auch aus seiner Naturphilosophie und Metaphysik einige Einzelheiten herauszuheben, behaupten, dass der Vf. die Urheberschaft seiner sog. Prädispositions-Hypothese (210 ff.) oder -Theorie (237) mit Unrecht für sich in Anspruch nimmt, da er doch zugeben muss, dass bereits der hl. Augustin das vom Vf. aufgestellte „Gesetz der Veranlagung“ (212) gekannt (215 und 303 ff.) und in seinen *rationes seminales* d. h. samenartigen Ursachen oder Urpotenzen (306 Note) gelehrt hat; dass er über das Ziel weit hinausgeschossen hat, wenn er erklärt: „So hat z. B. das Formprincip des Aristoteles auch in unserer Lehre seine Stelle“ (394) nur dass „in dieser genaueren Fassung und Ergänzung ein wissenschaftlicher Fortschritt gegen Aristoteles und seine Schule liegt“ (395); dass er sich vergeblich bemüht hat, zu zeigen, dass „sein metaphysischer

Gottesbegriff (379) mit dem christlich-theologischen, der bekanntlich der trinitarische ist, in vollem Einklang steht“ (382 Note), weil dieser Beweis nicht möglich ist.

Im übrigen wollen wir gerne zu seiner Ehre anerkennen, dass der Vf. die Aufgabe, die er sich in diesem Werke gesetzt und wie er sie verstanden, gelöst hat (397), die Aufgabe nämlich, um seine Worte zu gebrauchen, darzuthun, „dass die christliche Philosophie nach ihrer gegenwärtigen Bildungsphase, die wir als »kritischen Realismus« bezeichnet haben, eine achtungsgebietende Stellung einnimmt, da sie wissenschaftlich fester begründet ist, als die von gewisser Seite so hochgepriesene moderne antichristliche Weltanschauung“ (398).

Trier.

Dr. L. Schütz.

---

### Die transscendentale und die psychologische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik von Dr. M. F. Scheler. Leipzig, Dürr. 1900.

Die Unterscheidung der transscendentalen und der psychologischen Methode, welcher der Vf. hier eine ausführliche Darstellung und Kritik widmet, berührt sich mit der herkömmlichen von aprioristischer und aposteriorischer, deductiver und inductiver, mathematischer und historischer Methode. Genauer charakterisirt er die transscendentale Methode 1<sup>o</sup>. durch ihr reductives Verfahren, 2<sup>o</sup>. Ausgangs- wie Zielpunkt derselben sind logische Gebilde, Urtheile, 3<sup>o</sup>. sie erhebt den Anspruch, auch erkenntniskritische Methode zu sein, 4<sup>o</sup>. die Principien, zu denen sie gelangt, haben nur formale Bedeutung. Weniger wesentlich ist 5<sup>o</sup>. das Datum, von dem sie ausgeht. Die Einen fragen nach der logischen Möglichkeit der Erfahrung, die Anderen nach der logischen Möglichkeit der die drei synthetischen Urtheile *a priori* enthaltenden Wissenschaften, nämlich der reinen Zeit-, Raum- und Bewegungslehre.

Die Hauptthese, welche die psychologische Methode innerhalb der Philosophie aufstellt, lautet:

„Alles, was uns als irgendwie Gegenständliches, Wirkliches gegeben ist, seien es Körper, Traditionen, einzelne seelische Vorgänge, Wissenschaft, Kunst, Religion, sind Bewusstseinsthatsachen, deren wir durch Erfahrung gewiss werden. Alle philosophische Betrachtung, nenne sie sich Erkenntnisstheorie, Logik, Ethik, Aesthetik, Metaphysik, kann keine andere Aufgabe haben, als bestimmte That-sachen des Bewusstseins zu constatiren, zu beschreiben, zu classificiren und ihre Genesis causal zu erklären.“

Manche wollen sogar bei der bloßen Beschreibung stehen bleiben.

Der Vf. findet beide Methoden bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge ungenügend und will an ihre Stelle die noologische, worin er sich speciell

an Eucken anlehnt, gesetzt wissen. Die leitenden Grundsätze dieser Methode, welche als Resultat seiner Kritik sich ergeben, sind folgende:

1. Es gibt (die Principien der formalen Logik ausgenommen) kein absolut festes, in sich evidentes Datum, von welchem die Philosophie, sei es als Metaphysik, Erkenntnisstheorie, Ethik, Aesthetik, ausgehen könnte. Weder die Axiome der Mathematik und die Sätze der Naturwissenschaft, noch „Erfahrung“ (im transscendentalen Sinne), noch die momentan gegebene Empfindung, noch eine intuitive, ursprüngliche Gewissheit sittlicher Art<sup>1)</sup> können auf den Werth eines solchen Datums gerechtfertigten Anspruch erheben. 2. Philosophie ist die Lehre vom Geiste. Erkenntnisstheorie, Ethik, Aesthetik sind relativ selbständige Specialdisciplinen der Philosophie. Sie handeln davon, wie sich der Geist zur Erreichung der seinem Wesen immanenten Zwecke, einer wahren Erkenntnis, eines sittlich guten Handelns, eines Erlebnisses des Schönen wirklich bestimmt (nicht bestimmen „soll“). Diesen Specialdisciplinen bleibt jedoch eine philosophische Grundwissenschaft (sachlich, wenn auch nicht genetisch *ἡ πρώτη φιλοσοφία*) übergeordnet, welche den Geist als eine einheitliche (wenn auch nicht „einfache“) Potenz zu bestimmen sucht. Diese Grundwissenschaft können wir nicht ohne Veränderung der traditionellen Bedeutung des Wortes „kritische Metaphysik“ nennen. 3. Die transscendentale Methode vermag den Problemen der Philosophie nicht gerecht zu werden. 4. Ebenso wenig vermag dies die psychologische Methode. 5. Die noologische Methode ist ein Versuch, die bei Kant theils zu wenig geschiedenen, theils in Widerspruch zu einander gerathenden Methoden der Transscendentalphilosophie und Transscendentalpsychologie principiell zu einigen. 6. Ihre grundlegenden Begriffe sind: Arbeitswelt und geistige Lebensform. 7. Jeder Inhalt, der mit seinem Sein den Anspruch, zu gelten, zu einer untrennbaren Einheit verknüpft, ist keine „psychische Thatsache“, die wir durch Selbstbeobachtung wissenschaftlich zu erkennen vermöchten. 8. Ein „Gelten“, das nicht das „Gelten“ irgend eines Wirklichen wäre, ist undenkbar. 9. Die geistige Lebensform kann als ein Entwicklungsproduct psychischer Thatsachen nicht begriffen werden. 10. Unter „Arbeitswelt“ verstehen wir die gemeinsam anerkannten Werkzusammenhänge der menschlichen Cultur. Sie ist kein an sich selbst evidentes Datum, sondern ein „wohlbegründetes Phänomen“. Nicht nach der logischen Möglichkeit bestimmter Ergebnisse von wissenschaftlichen Einzeldisciplinen, resp. nach der Möglichkeit der vieldeutigen „Erfahrung“ ist zu fragen, sondern nach der realen Möglichkeit einer (zunächst versuchsweise) umschriebenen Arbeitswelt. 11. Geist (und damit auch sein Theilinhalt Vernunft) ist von den Principien der formalen Logik abgesehen bei Beginn der Forschung seinem Inhalte nach ein völlig problematischer Begriff. Er ist (abgesehen von seiner ursprünglich zu vollziehenden Wirklichkeitsform) jenes  $X$ , das die Arbeitswelt ermöglichte. Da die Arbeitswelt sich im Fortgange der menschlichen Geschichte fort und fort bereichert, so ist es nicht möglich, zu irgend einem Zeitpunkte der Geschichte den Geistesbegriff ein für allemal seinem Inhalte nach festzustellen. Eine systematische Ableitung apriorischer Principien für alle „mögliche Erfahrung“ ist unmöglich. Die formalen

<sup>1)</sup> Etwa im Sinne J. G. Fichte's oder auch (trotz sonstiger Gegensätze) Herbart's.

Principien haben zur Giltigkeit für alle mögliche (geschichtliche) Erfahrung zu viel, zu thatkräftiger Anwendung in einer geschichtlich bestimmten Cultur zu wenig Inhalt. 12. Das einzige Kennzeichen des für einen bestimmten Lebensstand der Menschheit rechtsgiltigen Geistesbegriffes besteht darin, dass durch ihn die Arbeitswelt, durch deren causale Reduction er gefunden ward, zugleich abgeschlossen wird, anders ausgedrückt, dass das geistige Thun, das zur Auslese der Arbeitswelt aus allem blos „Gewesenen“ führte, sich als mit jenem geistigen Thun identisch bewährt, durch welche die Arbeitswelt ihrerseits möglich gewesen ist.

Dazu hätten wir Folgendes zu bemerken: Der Gegensatz zwischen transcendentaler und psychologischer Methode, wie ihn der Vf. präcisirt, erschöpft nicht alle möglichen Methoden. Der Vf. hat den Gegensatz zwischen beiden dadurch sehr verschärft, dass er extreme Formen beider Methoden, wie sie allerdings in der Neuzeit auftreten, seiner Darstellung und Kritik zu grunde legte. Es gibt eine transcendentale, aprioristische, deductive Methode, welcher diese Mängel nicht anhaften, und ebenso eine berechnete inductive, psychologische, aposteriorische, empirische, die für ihr Gebiet volle, ja alleinige Berechtigung hat. Beide Methoden dürfen nicht exclusiv genommen, sondern jede in ihrem Bereiche angewandt, und so dann womöglich mit einander verbunden werden. Dieses letztere wandten die Scholastiker insbesondere als regressive Methode an, indem sie z. B. in der Gotteslehre empirisch von dem Gegebenen ausgingen, daraus die Existenz eines durch sich seienden Wesens erschlossen und von ihm wieder die Wirklichkeit besser zu begreifen versuchten.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

### Ueber Psychologie der individuellen Differenzen. (Ideen zu einer differentiellen Psychologie). Von L. W. Stern. Leipzig, Barth. 1900.

Wie der Vf. in seiner „Psychologie der Veränderungswahrnehmung“ ein Gebiet der experimentellen Psychologie in Angriff nahm, das von anderen Forschern entweder noch gar nicht oder doch nur gelegentlich und nebenbei betreten war, so muss auch diese neue Arbeit als eine Originalleistung bezeichnet werden: denn die übrigen Forscher haben meist nur generelle Psychologie betrieben, sie suchten durch ihre Beobachtungen allgemeine Gesetze des Seelenlebens, die für alle Individuen gelten, festzustellen; die individuellen Differenzen, die sich bei den Experimenten allerdings ergeben, treten dabei eigentlich mehr störend auf, höchstens konnten verschiedene Typen, wie etwa visueller und auditiver Typus beim Gedächtnisse, bei Rechenkünstlern constatirt werden. Nun ist es sicher eine sehr dankenswerthe Aufgabe, gerade diese individuellen

Differenzen des Seelenlebens einer directen Untersuchung zu unterziehen. Denn wenn auch die Wissenschaft auf das Allgemeine geht, so tragen doch auch diese individuellen Differenzen ein allgemeines Gepräge: man sucht allgemeine Formen individueller Bethätigung, typische Differenzen des Seelenlebens, ihr regelmässiges Vorkommen mit anderen Specialitäten, den gesetzmässigen Zusammenhang dieser verschiedenen Mannigfaltigkeiten, womit man möglicherweise das Wesen derselben, ja das charakteristische Wesen der Individualität zu ergründen instande sein dürfte. Der Vf. wenigstens spricht die Zuversicht aus, dass auf diesem Wege die schon so oft gesuchte *haecceitas* gefunden werden möchte. Ich weiss nicht, ob das Experiment je zu diesem geheimnissvollen Kern der Dinge, insbesondere der menschlichen Psyche vordringen wird: jedenfalls begünstigt das, was bis jetzt vorliegt, diese Hoffnung nicht.

Dieser Kern ist ein ursprünglich vom Schöpfer Gegebenes, dessen tiefstes Inneres nur sehr unvollkommen aus den Aeusserungen erschlossen werden kann. Zunächst können und müssen wir aus den Aeusserungen auf bestimmte Dispositionen, Eigenschaften, Kräfte und Vermögen der individuellen Seele schliessen. Wenn nun der Vf. meint, die Vermögen seien ein und für alle Mal für die generelle Psychologie so auch für die differentielle abgethan, dann lässt sich noch weniger aus den Aeusserungen der Seele der letzte, innerste, allgemeine Grund des Seelenlebens erkennen; denn erst müssen wir die differentielle Bethätigung auf die spezifischen Dispositionen, Eigenschaften des Individuums und durch sie erst auf einen tieferen letzten Seelengrund zurückführen. Wir müssen also vielmehr umgekehrt schliessen: Die Seelenkräfte sind ein unabweisbares Postulat der generellen Psychologie, folglich kann auch die differentielle Psychologie ursprünglich angeborener individueller Dispositionen, Eigenschaften der individuellen Seele nicht entrathen. Ausdrücklich erkennen die fortgeschrittensten Positivisten und Actualisten die „Dispositionen“ wieder an. Freilich wollen sie durchaus nicht die alten Seelenkräfte wieder rehabilitiren, sondern der neue Begriff soll von dem alten so verschieden sein wie der alte und der neue Kraftbegriff. Aber hat denn die Mechanik, indem sie analysirend die Kräfte auf Masse und Bewegung zurückführte, die Kraft, Energie selbst beseitigt? Einen so fundamentalen, mit dem Causalitätsbegriff so eng zusammenhängenden Begriff kann auch der extremste Radicalismus nicht wegdemonstriren; auch die extremsten Actualisten vermögen ohne Verstand nicht zu denken.

Aber freilich gebührt der modernen Psychologie das Verdienst, durch Analyse die complicirten Seelenerscheinungen auf einfachere Grundthat-sachen und somit auch die ursprünglichen Grundkräfte verringert zu haben. In diesem Sinne ist es auch ein Verdienst vorliegender Schrift, dass sie nicht mit vorausgesetzten Eigenschaften als gegebenen Grössen

der Individuen operirt, sondern die Erscheinungen im einzelnen der Untersuchung unterzieht.

Das Feld, das der Vf. in dieser Schrift zuerst systematisch zu bearbeiten unternimmt, ist so neu, dass er sich selbst über den Namen der neuen Wissenschaft verständigen muss. Bahnsen hat nach französischen Vorgängen den Namen Charakteriologie gebraucht, Mill nennt sie Ethologie, Binet, Henri, Kräpelin u. A. Individual- oder individuelle Psychologie. Aber die beiden ersten Namen sind zu speciell, und der dritte wäre an sich geeignet, das eigentliche Object zu bezeichnen, er wird aber bereits in einem anderen Sinne gebraucht, im Gegensatze nämlich zur Social- und Völkerpsychologie. Darum schlägt der Vf. den Ausdruck: „differentielle Psychologie“ vor.

Was die Methoden der Untersuchung anlangt, so ist von Binet und Henri u. A. die der sog. *mental tests* als unübertrefflich vorgeschlagen und in Anwendung gebracht worden; in 1½ Stunde hat dieselbe das Individuum vollständig durchschaut. Man nimmt alle psychischen Fähigkeiten, insbesondere die höheren, bei denen die individuellen Differenzen stärker hervortreten, durch, stellt durch das Experiment, das für jede Thätigkeit bloß 5' dauern darf, seine Art zu reagiren fest.

Diese Methode findet Vf. mit Recht zu summarisch und bequem, als dass sie tiefer in das Geheimniss der Individualität einführen könnte. Unter den fünf zuverlässigeren: Selbstbeobachtung, Beobachtung Anderer, Verwerthung von Geschichte und Poesie, Culturstudien, Massenprüfung (Enquête) und Experiment bevorzugt er die letztere.

Da indessen eigens darauf gerichtete Experimente wenige vorliegen, so benutzt der Vf. gelegentlich individuelle Schwankungen ergebende theils eigene, theils fremde Resultate. Da es sich also hier um einen bloßen Anfang, um Anregung zu speciellerer Bearbeitung der differentiellen Psychologie handelt, können die Ergebnisse noch nicht sehr reichhaltig sein. Wir wollen nur die hauptsächlichsten herausheben.

Im Gebiete der Sinneswahrnehmungen kann man einen visuellen und einen auditiven, einen sensitiven und einen motorischen Typus unterscheiden. Ersterer Unterschied zeigt sich recht auffallend bei Rechenkünstlern: der visuelle reproducirt am besten gesehene, geschriebene Zahlen, der letztere gehörte. Nach Bourdon „ist man motorisch, wenn man sich bei der Vorstellung gesprochener oder gesungener Worte activ sprechen oder singen fühlt; hört man dagegen gleichsam eine Stimme in sich oder ausser sich sprechen, so ist man wahrscheinlich auditiv. Man ist auditiv, wenn man sich deutlich die Klangfarbe vorstellt.“

Das Gedächtniss zeigt viele Unterschiede in der Schnelligkeit, Festigkeit und Treue:

„Am wichtigsten aber für die ganze Gedankenmechanik scheint nicht das Erlernen für sich und das Behalten für sich zu sein, sondern das Verhältniss, in dem beide Functionen zu einander stehen. Ein bekannter Grundsatz lautet: Wer leicht lernt, vergisst auch leicht, wer schwer lernt, behält besser. Dieser Satz ist wohl im groben richtig, aber er weist nicht nur die zahlreichsten Abstufungen, sondern auch Ausnahmen auf: es gibt Menschen, welche mit grosser Lerngeschwindigkeit eine starke Zähigkeit des Gedächtnisses verbinden, andere, welche beides vermissen lassen. Erst dort, wo beide Eigenschaften in günstiger Form vereint sind, kann man in einem wahren Sinne von einem guten Gedächtnisse sprechen.“

Ja man kann diese Güte des Gedächtnisses sogar messen. Wie Ebbinghaus gezeigt hat, kann man die Wirkungskraft des Gedächtnisses dadurch erproben, dass man eine früher gelernte und scheinbar wieder vergessene Silbenreihe nach bestimmter Zeit noch einmal lernen lässt und feststellt, wie viel leichter sie sich wieder einprägen lässt. Die beim zweiten Lernen gefundene Arbeitersparniss (messbar durch das Verhältniss der ersten und der zweiten Wiederholung) ist ein Index für die Festigkeit des Gedächtnisses<sup>1)</sup>.

Das Gedächtniss lernt aber um so besser, je kleiner die Gesamtanzahl der Wiederholungen beim ersten und zweiten Male ( $x + y$ ) ist, es behält um so besser, je grösser  $x$ ; seine Gesamtgüte setzt sich zusammen aus beiden Factoren, ist also auszudrücken durch  $\frac{1}{x-y} \cdot \frac{x}{y}$ .

Eine besondere Aufmerksamkeit hat Vf. den Unterschieden im Urtheilen zugewandt, und das wohl darum, weil er hierin mehr als sonst auf einige Experimente sich stützen konnte. Er hatte schon in einem eigenen Aufsatz in der „Zeitschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorg.“<sup>2)</sup> aus einer Beobachtung über continuirliche Veränderungen einen doppelten Typus im Urtheilen, den subjectiven und den objectiven Typus unterschieden.

Diese Unterscheidung ist, wie der Vf. ausdrücklich bemerkt, nur gelegentlich und zwar nur von zwei Individuen abgeleitet worden: eine weitere Untersuchung wird wohl noch viele Mischformen und Unterabtheilungen zu constatiren haben. Indes wendet er diese Unterscheidung bereits zur Erklärung des bekannten Unterschiedes zwischen den zwei verschiedenen Typen der Reaction: der sensoriellen und der musculären an. Wer auf die nach einem gehörten Signal zu machende Handbewegung achtet, macht diese Bewegung schneller, als wer zunächst auf den Schall horcht, um die Handbewegung auszuführen.

Lange, der diesen Unterschied zuerst fand, erklärte ihn aus dem mechanisirten, automatischen Charakter der motorischen Reaction, und noch jetzt ist in Deutschland diese Auffassung die herrschende. Neuer-

1) Beim ersten Male seien  $x$ , beim zweiten  $y$  Wiederholungen nothwendig gewesen, so ist die Arbeitersparniss um so grösser, je grösser  $x$  im Verhältniss zu  $y$  ist, d. h. je grösser der Werth des Bruches  $\frac{x}{y}$ . — 2) 1899, Bd. 22, S. 13 ff.

dings wurde sie von Alechsiëff durch Beobachtungen von Durchgangsreactionen auch für Reactionen auf stetige Reize bestätigt<sup>1)</sup>. Dagegen erblickt Baldwin darin zwei verschiedene Arten der psychischen Bethätigung, die mit zwei Arten innerlicher Sprache parallel gehen. Die sensorielle Reaction entspricht der Bevorzugung sensorieller (optischer, akustischer) Sprachelemente, die motorische der von Bewegungsvorstellungen und -Empfindungen beim Sprechen. Aber Titchener und Flournoy haben dargethan, dass dieser Parallelismus thatsächlich nicht besteht. Nach Flournoy gibt es sogar 4 Reactionstypen: den motorischen, den centralen, den indifferenten, den sensoriiellen. Die centrale Reaction ist die schnellste, sie erfolgt, wenn die Aufmerksamkeit auf Reiz und Bewegung als Ganzes gerichtet ist, womit Alechsiëff's Versuche übereinstimmen, der fand, dass die Reaction um so länger ausfällt, je complicirter der ganze Process des Reagirens ist, und je mehr dabei auf die einzelnen Momente geachtet wird. Achtet man bloß auf das letzte Moment, die Handbewegung, so werden die vorausgehenden Thätigkeiten ganz spontan vollzogen. Daher die Verkürzung der Zeit. Vf. findet dagegen die sensorielle Reaction als Eigenthümlichkeit des „Objectiven“, die musculäre als die des „Subjectiven“. Der letztere erwartet sein eigenes Losbrechen, der erstere den Eindruck. Diese Erklärung hat gewiss ihre Berechtigung; sie schliesst aber die von Lange nicht aus, sondern zum theil ein; jedenfalls können beide neben einander bestehen und als Partialmomente die verschiedenen Arten der Reaction begründen.

Dieses Wenige möge genügen, um dem Leser einen Begriff von dem Inhalte des interessanten Buches und von der geschickten Behandlung desselben durch den Vf. zu geben. Wir müssen ihn für's Einzelne auf die Schrift selbst verweisen. Sie erfordert freilich einige Vertrautheit mit der modernen experimentellen Psychologie; denn der Vf. streift das gesammte Gebiet derselben; doch dürfte ihre Lectüre selbst geeignet sein, bei ernsterem Studiren derselben, in die Probleme der neuen Wissenschaft selbst einzuführen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

**La conscience de libre arbitre.** Par Léon Noël. Louvain, Inst. sup. de phil. 12. VIII, 288 p. Fr. 3,50.

Der Vf. hat ein Problem, welches neben den erkenntnisstheoretischen Fragen schon lange Zeit im Vordergrund des philosophischen Interesses steht, das Problem der Willensfreiheit, zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht. Wie schon der Titel des Buches besagt, beziehen sich dieselben vor allem auf das Bewusstsein der Freiheit des Willens.

<sup>1)</sup> Reactionszeiten bei Durchgangsbeobachtungen. Philos. Stud. von Wundt. 1900. S. 1 ff.

Nur durch Reflexion auf die Genesis des freien Actes, wie sie uns vom Bewusstsein berichtet wird, kann man, das ist die Ansicht des Vf.'s, einen vollgiltigen Beweis für die Freiheit des Willens finden. Das sogen. moralische Argument hält er nicht für durchschlagend. Wohl sind, das räumt er ein, eigentliche Verpflichtung, Belohnung, Strafe usw. ohne Willensfreiheit nicht denkbar: dass wir aber wirklich verpflichtet sind, kann man nach seiner Meinung nur dann beweisen, wenn man die Freiheit des Willens bereits dargethan hat.

„Mag auch der Begriff der Verpflichtung an Anschaulichkeit und Klarheit dem der Freiheit vorangehen, bezüglich der objectiven Gewissheit folgt er ihm nach.“

Wir können diesen Ausführungen nicht beistimmen. Das Verpflichtetsein braucht nicht erst aus der Freiheit bewiesen zu werden. Es tritt uns vielmehr in unserem Bewusstsein eben so unmittelbar entgegen wie die Freiheit unserer Acte. Wir können darum mit vollem Rechte aus der Thatsache der Verpflichtung, deren wir uns unmittelbar bewusst sind, auf die Thatsache der Freiheit, welche die nothwendige Voraussetzung einer jeden wahren Verpflichtung ist, schliessen.

Ehe sich der Vf. zur Betrachtung der unmittelbaren Bewusstseinsdaten wendet, weist er die von Stuart Mill gemachte Einrede zurück, dass die Freiheit eines Vermögens, auch wenn sie existirte, doch nicht erkannt werden könnte. Sie könnte nicht erkannt werden in dem Vermögen als solchem — weil ein Vermögen als solches überhaupt nicht erkannt würde —, sie könnte auch nicht erkannt werden im Acte — weil jeder Act ein ganz bestimmtes Sein besässe und darum für die Freiheit keinen Raum mehr böte. Der Vf. sucht dieses Argument zu entkräften, indem er sich auf jene Strebungen und unvollkommenen Acte beruft, welche zwischen der bloßen Potenz und dem vollendeten Acte in der Mitte stehen. Diese sollen Gelegenheit geben, die Freiheit des Vermögens zu erkennen. Vielleicht wäre es besser, jener Schwierigkeit gegenüber folgende Erwägung anzustellen: Wenn wir es auch dahin gestellt sein lassen, ob die Freiheit eines Vermögens mit der Freiheit seiner Acte vollständig identisch ist, weil es ja möglicherweise seine Freiheit auch dadurch „bethätigen“ könnte, dass es sich frei eines Actes enthalte, so genügt es doch, dass wir die Existenz freier Acte feststellen können, um die Freiheit des Vermögens mit allem Rechte zu behaupten. Die Freiheit eines Actes aber ist constatirbar. Sie ist natürlich nicht zu suchen in dem Vermögen als solchem, d. h. abgesehen von jedem zu setzenden Acte, auch nicht in dem Acte als solchem d. h. abgesehen von dem Vermögen, von welchem er ausgeht, sie ruht vielmehr in dem Acte insofern er von dem Vermögen ausgeht. Die Art dieses Ausgehens aber ist uns im Bewusstsein zugleich mit dem Acte mitgegeben und kann darum recht wohl constatirt werden. Wir sind darum auch, im Gegensatze zur An-

sicht des Vf.'s, der Meinung, dass man die Freiheit eines Actes auch dann erkennen könnte, wenn einmal jene unvollendeten Zwischenacte vollständig ausfallen sollten.

Besondere Wichtigkeit legt der Vf. in seinen Erörterungen über den freien Act dem Einflusse der Willensactivität auf unsere Vorstellungen bei. An ihr nämlich liegt es, so behauptet er, ob eine Vorstellung in den Blickpunkt des Bewusstseins gerückt wird oder in den Hintergrund tritt, ob sie über andere das Uebergewicht erlangt oder von ihnen zurückgedrängt wird. Auf diese Weise d. h. insofern er nach Belieben die Aufmerksamkeit auf die eine oder die andere Seite eines Objectes lenken kann, ist der Wille Herr über das praktische Urtheil, welches dem freien Acte vorhergeht, und er ist nur insofern Herr über den Act, als er dieses Urtheil in seiner Gewalt hat. Auch das bereits gefällte Urtheil ist noch vom Willen abhängig. Er kann es entweder aufrecht halten, oder indem er die Aufmerksamkeit auf die mangelhaften Seiten desselben richtet, es als inconvenient erscheinen lassen, so dass es durch ein anderes aufgehoben wird. Der Vf. kommt schliesslich zu folgender Definition des freien Actes:

„Ein freier Act ist ein Act des Willensvermögens, welches sich selbst sein Object bestimmt mittels eines Verstandesurtheils, das unter seinem Einflusse gebildet ist.“

Aus dieser Definition folgt, wie auch ausdrücklich bemerkt wird, nicht nur dass der erste Verstandesact dem Willen nicht unterworfen ist, sondern auch dass der erste auf die Verstandeserkenntniss folgende Willensact nicht frei sein kann. Aus welchem Grunde? Weil kein unter dem Einflusse des Willens gebildeter Verstandesact vorhergeht. Es will uns nicht gefallen, dass der Vf. die Freiheit des Willens ganz und gar in die Freiheit des praktischen Urtheils oder vielmehr der Direction der Aufmerksamkeit zu verlegen scheint. Auch sind wir nicht der Ansicht, dass jedem freien Acte nothwendig ein unter dem Einflusse des Willens gebildetes Urtheil vorhergehen müsse. Wir glauben, dass ein Verstandesact, der ein Object zugleich von einer begehrenswerthen und einer unvollkommenen Seite darstellt, auch für den Fall, dass er nicht unter dem Einflusse des (freien) Willens gebildet worden ist, genügt, damit bezüglich dieses Objectes unmittelbar ein freier Act gesetzt werde.

Wenn wir auch manche Resultate des Vf.'s, vor allem die oben angeführte Definition des freien Actes nicht für einwandfrei halten, so erkennen wir doch, um ein Gesammturtheil zu geben, gerne an, dass wir es hier mit einer durch Tiefe und Originalität der Gedanken sich auszeichnenden Arbeit zu thun haben, die auch dadurch von Bedeutung ist, dass sie über die historische Seite des Problems und besonders über die gegenwärtig bestehenden verschiedenen Strömungen innerhalb des Determinismus und des Indeterminismus eine interessante Orientirung bietet.

**De la spiritualité de l'âme.** Par G. De Craene. Tome premier.  
Louvain. 1897. 8. 354 S.

Wer mit dem Gegner einen ehrlichen Kampf aufnehmen will, steigt zu ihm in die Arena hinab, um sich mit ihm von einem gemeinsamen Boden aus zu messen. Der Vf. vorliegender Arbeit bekämpft den Idealismus und den Positivismus. Der gemeinsame Boden, auf dem er mit seinem Gegner steht, ist die durch das unmittelbare Bewusstsein bezeugte Existenz gewisser Thatsachen in uns, besonders der Abstractionsthätigkeit, der durch sie hervorgebrachten sog. allgemeinen Vorstellungen, sowie der spontanen Objectivirung vieler unserer Vorstellungen. Die Meinungsverschiedenheit beginnt bei der Frage über die nähere innere Beschaffenheit dieser Thatsachen.

Sollen wir mit dem extremen Idealismus eines Fichte die spontane Objectivirung unserer Vorstellungen, die morphologische und physiologische Einrichtung unserer Sinnesorgane, die als Correlat äussere einwirkende Objecte voraussetzt, sollen wir die nach der Nähe oder Entfernung, Gegenwart oder Nichtgegenwart äusserer Objecte genau sich regelnde Stärkung und Schwächung, Existenz und Nichtexistenz unserer Sinneswahrnehmungen für rein ideelle Constructionen unseres schöpferischen Geistes halten? Oder sollen wir mit dem Positivismus die sog. Allgemeinbegriffe für vage Sinnesvorstellungen oder mit Stuart Mill für Associationen unter sich ähnlicher Sinnesvorstellungen ansehen, die sich um eine dominirende gruppieren, und die Nothwendigkeit einer übersinnlichen Erkenntnisskraft bestreiten? Das ist das Problem, das der Vf. und E. zu lösen hatte. Ich vermisste die klare Unterscheidung der gemeinsamen und der divergirenden Punkte zwischen dem Spiritualismus einerseits und dem Idealismus und dem Positivismus andererseits. Der extreme Idealismus sowie der Positivismus Stuart Mill's werden überhaupt nicht berücksichtigt.

Eine negative Widerlegung des Positivismus und des Idealismus wird in der Einl. (p. 1—21) gegeben, in der eigentlichen Ausführung (p. 22 bis 340) ist der positive Nachweis der Haltlosigkeit beider Systeme erbracht. Die Beweisführung selbst enthält nichts wesentlich Neues, der Schwerpunkt der Ausführungen liegt vielmehr in der Art und Weise, wie der Vf. seine Beweise entwickelt. Da ist kein aprioristisches Vorgehen, sondern engster Anschluss an die Erfahrung und bis in kleinste Details gehende Analyse unseres gesammten Vorstellungsapparates. Dass der Vf. hierbei sich fast ausschliesslich auf des Positivisten Taine's Beobachtungen („De l'intelligence“) stützt, findet jeder begreiflich, der Taine's Meisterschaft auf diesem Gebiete kennt und andererseits klug genug ist, nicht zu verlangen, dass die Philosophiestube zugleich auch ein Anatomiesaal oder ein physiologisches Cabinet sein müsse. Was

wir aber entschieden aussetzen müssen, sind die aus Taine Seite für Seite abgeschriebenen wörtlichen Citate, so dass ein grosser Theil der Arbeit sich wie ein Commentar zu Taine ausnimmt. Dadurch hat die Uebersichtlichkeit und Klarheit, der logisch fortschreitende Aufbau und die Wucht der Beweisführung gelitten, denn Taine's Darstellung musste einem anderen Entwicklungsgesetze unterliegen, als diejenige des Vf.'s, da die Ziele beider verschieden waren.

Dass der Vf., der die scholastische Psychologie mit den modernen Ergebnissen so geschickt in Einklang zu bringen weiss, die Fragen: Sind die Beschaffenheiten (*qualitates sensibiles*) Schwingungszustände oder ruhende Eigenschaften? wie wirken sie auf unsere Sinne? gar nicht berührt hat, vermisse ich einstweilen. Vielleicht bringt der II. Band Näheres. Gespannt sind wir auf den Beweis für die These: Der einzig mögliche Weg, dem Idealismus und dem Positivismus siegreich zu begegnen, ist die Annahme einer *unio substantialis* von Leib und Seele in streng hylomorphistischem Sinne, wodurch dem atomistisch gefärbten Hylomorphismus vieler lebenden Neuscholastiker die Berechtigung abgesprochen wird.

Die deutschen Citate sind einer gründlichen Revision zu unterziehen.  
 Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

### Aus der Urzeit des Menschen. Von Dr. Joh. Bumüller. Köln, Bachem. 1900. (Zweite Vereinskchr. der Görres-Ges. von 1900.)

In dieser kleinen Schrift gibt uns der durch seine anderweitigen anthropologischen Arbeiten vortheilhaft als Fachmann bekannte Vf. eine gleich sehr interessante als auch gut orientirende Uebersicht über die wichtigsten Resultate der prähistorischen Forschung. Es ergibt sich aus dieser Darlegung, und der Vf. begründet dies gelegentlich auch eigens, dass der diluviale Mensch, denn nur von diesem haben wir erst sichere Kunde, weder in geistiger noch in körperlicher Beziehung die Kluft zwischen Affe und Mensch überbrückt.

Was zunächst die geistige Entwicklung anlangt, so muss dem diluvialen Menschen sogar ein hoher Grad von Begabung zugeschrieben werden, da er der erste Erfinder des Feuers, der verschiedenen Hausgeräthe usw. war.

„Bei der relativen Bestimmung der Cultur muss ganz besonders ein Factor erwogen werden, der so vielfach ausser acht gelassen wird: ob nämlich die Cultur eines Volkes im grossen und ganzen die Frucht eigener cultureller Arbeit darstellt, oder ob sie auf fremder, von einem anderen Volke überkommenen Cultur sich aufbaut.“ Nun aber haben wir „bei den ältesten Menschenstämmen nichts Ueberkommenes, sondern nur selbständig Erworbenes, weshalb ihre scheinbar niedrige Cultur eine Culturarbeit und einen

Culturwerth repräsentirt, dessen sich auch kein modernes Culturvolk zu schämen braucht“.

Vor allem ist „der eiszeitliche Mensch der Entdecker des Feuers, dieses so wichtigen grundlegenden Factors der materiellen Cultur“: Ferner hat er alle Werkzeuge und Geräthe und zwar in sehr zweckmässiger Form erfunden. „Und ist es vielleicht eine Kleinigkeit, dass der älteste Mensch fast alle noch heute üblichen Werkzeuge für den täglichen Gebrauch in ihrer Form erfunden hat, so zwar, dass alle Culturvölker im Laufe der Jahrtausende es nicht für nöthig fanden, wesentliche Aenderungen im Typus dieser Werkzeuge vorzunehmen?“ Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen dem modernen Stahlmesser, dem Bohrer, der Säge, der Nadel, der Angel, der Harpune und den entsprechend steinernen Geräthen der Eiszeit, wie man sich nicht nur durch ihren Gebrauch, sondern schon durch die Abbildungen, welche der Vf. beibringt, überzeugen kann. Indem er nun alle bekannteren Geräthe aufzählt, beschreibt und ihre Herstellung klarlegt, kommt er zu dem Schlusse:

„Dass diese Cultur in keiner Weise sich unter der Cultur und dem Niveau moderner wilder Völker befand, so dass man in ihr nicht etwa ein Mittelding zwischen der menschlichen Cultur und der Geistesbethätigung eines noch in der Mauerung zum Menschen sich befindlichen Affenstammes erblicken kann. Vielmehr ist hervorzuheben, dass der diluviale Mensch in der Culturfähigkeit und in der selbständigen Culturarbeit, somit in der relativen Culturböhe die modernen wilden Völker bei weitem übertrifft. Dem diluvialen Menschen müssen die allerwichtigsten Erfindungen für die materielle Cultur zugeschrieben werden, und auch die Entwicklung der geistigen Cultur seiner Nachkommen hat er grundgelegt. Wir haben daher alle Ursache, dem diluvialen Menschen eine hohe geistige Regabung beizulegen“.

Was man an Skelettfunden für die Affenähnlichkeit des Urmenschen vorgebracht hat, wie der Neander- und Spy-Schädel, ist von Fachmännern so gründlich widerlegt worden, dass der Vf. an der *bona fides* derer zu zweifeln versucht ist, die noch solche Dinge vorbringen: man hat ja überhaupt keine sicher constatirten Skelettreste aus dem Diluvium; die vorhandenen Schädel haben aber ihrer Mehrzahl nach eine sehr grosse Capacität.

Neu ist die Aufstellung einer Zwergrasse in der neueren Steinzeit, welche denn nicht von den grossen Affenarten, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern von kleineren Aeffchen abstammen soll. Unter den aufgefundenen Gräbern des Schweizersbildes bei Schaffhausen finden sich hauptsächlich Frauen- und Kinderskelette, die Gräber enthalten ganz kleine Frauenleichen, die man als Pygmäen angesehen und als Repräsentanten einer vormenschlichen Rasse angesprochen hat. Dagegen bemerkt der Vf., dass „ein Mensch von kleinem Bau ebenso vollständig Mensch ist, wie ein grosser, und dass durch kleine Menschenrassen die

Kluft zwischen Mensch und Affe auch nicht ein Zoll breit überbrückt wird. Diese Anknüpfung an kleine Affen ist zum mindesten ebenso phantasievoll wie die angebliche Abstammung von den grossen sogen. menschenähnlichen Affen. Sie entbehrt noch mehr als die letztere jedes speciellen, im anatomischen Bau oder in der paläontologischen Erfahrung begründeten Anknüpfungspunktes. Dann aber ist das postulierte hohe Alter dieser Pygmäen gar nicht bewiesen: Im Gegentheil, sie stammen aus neolithischer Zeit, aus der geologischen Gegenwart. „Die Skelettreste, bei welchen diluviales Alter wenigstens möglich wäre, gehören alle sicher nicht einer pygmäenhaften, sondern einer sehr kräftigen Rasse an:“ Aber selbst die Zwerghaftigkeit der Leichen ist nicht erwiesen. Dieselbe wird hauptsächlich aus der Länge des Oberschenkels erschlossen. Nun hat aber gerade über diesen Knochen der Vf. spezielle Studien gemacht<sup>1)</sup>. Diese berechtigen ihn zu dem Schlusse, „dass die weiblichen Knochen vom Schweizersbild innerhalb der Variationsgrenze der normal grossen weiblichen Knochen liegen:“ Sodann klingt es ihm doch auch sehr unwahrscheinlich, dass in demselben Begräbnisse zwei Rassen, die zwerghafte, also wohl unterjochte mit den Siegern bestattet wurden, dass blos Frauen, nicht auch Männer zwerghaft waren. „Aus alle dem möchte ich schliessen, dass wir nicht zwei Rassen, sondern ein und dieselbe vor uns haben, die allerdings nicht besonders gross, aber doch noch normal gross und jedenfalls nicht pygmäenhaft war. Vielleicht war die theilweise herrschende geringere Grösse einfach eine Folge ungünstiger Lebensbedingungen. Dies scheint mir wahrscheinlicher als die geregte Pygmäenhypothese.“ Darin wird wohl jeder unbefangene Leser dem Vf. beistimmen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

**La notion de temps** d'après les principes de s. Thomas d'Aquin.

Par D. Nys. Louvain, Institut supérieur de Philosophie. 8.  
832 p. Fr. 2,50.

Was die vorliegende Arbeit vor allem auszeichnet, ist grosse Klarheit — doppelt zu würdigen bei einem so dunklen und schwierigen Problem —, philosophische Schärfe und gründliche Begriffsentwicklung; rhetorisches Beiwerk und unbekannte Terminologien, wie sie bei der Behandlung ähnlicher Fragen nicht selten beliebt sind, hat der Vf. vermieden, ohne dadurch die Schönheit der Darstellung im geringsten zu beeinträchtigen.

<sup>1)</sup> Vgl. dessen Schrift: „Das menschliche Femur“ 1899, besprochen im „Philos. Jahrbuch“ 1900, S. 303 ff.

Die Ausführungen geben getreu die Ansichten des hl. Thomas wieder, stellen jedoch, fast auf jeder Seite, eine wirkliche Vertiefung und Erweiterung des Aquinaten dar; wir verweisen nur auf die Messung, Reversibilität, Relativität, Anfangs- und End-Losigkeit der Zeit (Kap. II, p. 58—162). Die neueren philosophischen und naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen sind überall herangezogen, gewürdigt und verworfen. Auch die Widerlegung der idealistischen und extrem-realistischen Systeme über die Zeit (Kap. III, p. 170—225) bildet eine wesentliche Bereicherung des hl. Thomas.

Vf. vertheidigt — nach klarer Scheidung der theologischen und philosophischen Seite der Frage — die Möglichkeit einer ewigen Bewegung und damit einer ewigen Zeit (p. 106 sqq.). Davon sondert er die Frage, ob eine actuelle unendliche Menge möglich sei (diese Möglichkeit bejaht er gleichfalls, p. 157), denn für seinen Zweck (Zeit und Bewegung) komme bloß eine unendliche Reihe von Successionen in Frage, die aber niemals eine actuelle unendliche Reihen bilden, da sie niemals alle zu gleicher Zeit actual bestehen. (p. 156.) Indes, so gründlich und allseitig auch die Beweisführung des Vf.'s ist, die endgiltige Lösung dieser vielumstrittenen Frage dürfte auch er wohl kaum herbeigeführt haben. Folgende, von ihm kaum oder gar nicht berührte Punkte scheinen seine Thesen stark zu erschüttern: 1. Ist eine ewige Bewegung nicht metaphysisch unmöglich, liegt es nicht im Wesen der Bewegung, einen Anfangspunkt zu haben? 2. Beeinträchtigt eine actuale unendliche Menge nicht den Begriff der Unendlichkeit Gottes sowie seiner Allmacht, denn in bezug auf die Rücksicht oder Realität, in bezug auf welche ein Ding (eine Menge) actual unendlich ist, ist Gottes Schöpfermacht eine Schranke gezogen. 3. Ist in den Erörterungen nicht eine Vertauschung des Infiniten mit dem Indefiniten erfolgt?

Interessant und neue Gesichtspunkte bietend sind die Ausführungen auf p. 164 ff.: „Wird die Zeit enden?“ p. 161 wird mit Recht betont, dass 1. aus der physisch erweisbaren Endlichkeit (a parte ante et post) des gegenwärtigen Weltprocesses noch nicht die Endlichkeit jeglicher Bewegung der Materie gefolgert werden darf, denn es bleibt immer noch die Frage offen: Ist die Materie nicht auch noch einer anderen Bewegung und Veränderung (und damit auch einer anderen Zeit) als der gegenwärtigen fähig? Hat sie vor dem jetzigen Weltprocess nicht andere Prozesse durchgemacht, wird sie später nicht solche durchlaufen? 2. Auch nach der Gleichgewichtsherstellung zwischen Bewegung und Wärme (Clausius'sches Gesetz) bleiben in der erstarrten Materie immer noch „die Molecularbewegungen übrig, welche die endgiltige Form der umgewandelten Energien bilden werden“ (p. 169). 3. Ferner wird

nach der Auferstehung der Leiber wieder — zum wenigsten räumliche — successive Bewegung derselben statthaben und dadurch wieder innerliche Zeit beginnen, wie sie in der erstarrten Materie, falls diese nicht vernichtet wird, fort dauern wird. — Wir glauben, dass diese Gedanken nicht rein theoretische Spielerei sind, sondern beim kineseologischen und kosmologischen Gottesbeweis beachtet werden sollten, denn wenn eine ewige Bewegung metaphysisch unmöglich wäre, andererseits aber in jeder zusammengesetzten Materie wenigstens Molecularbewegung sich findet, dann wäre auch eine ewige Materie metaphysisch unmöglich. Der Vf. gelangt am Ende seiner Untersuchungen über die Endlichkeit der Zeit zu dem Schlusse: „Mundum incoepisse sola fide tenetur nec demonstrative sciri potest“ *Summa theol.* 1. p. q. 46 a. 2. — Die Arbeit wird in jedem Leser einen sehr günstigen Eindruck zurücklassen.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.

**Das Komische.** Eine Untersuchung von Dr. K. Überhorst, ord. Prof. d. Philos. a. d. Univ. Innsbruck. Leipzig, Wigand. I. Bd. 1896. II. Bd. 1900.

Der Begriff des Schönen, allgemeiner gesprochen des ästhetisch Wirksamen, ist überhaupt so schwer in eine Definition zu fassen, wie die zahlreichen von einander abweichenden und sich gegenseitig widersprechenden Begriffsbestimmungen zeigen. Die grösste Uneinigkeit aber herrscht in der Bestimmung des Wesens des Komischen, des Humors und anderer damit zusammenhängender Begriffe. Mit Freuden begrüsst man daher ein Werk, das auf breitester Grundlage mit Heranziehung einer unabsehbaren Menge von Beispielen aus der Welt des Komischen, ganz ausführlich in zwei starken Bänden diesen Gegenstand auf ganz neue und selbständige Weise behandelt.

Der Vf. übergeht nämlich zunächst die herkömmliche Kritik früherer Meinungen, gibt auch nicht von Anfang eine Analyse des Komischen, oder eine Wesensbestimmung aus dargelegten Einzelercheinungen abstrahirt. Vielmehr bietet er uns sogleich eine Definition, die er sich selbst nach vieljährigem Nachdenken und Studium über den Gegenstand gewonnen hat. Dieselbe lautet:

„Komisch erscheint uns ein Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer anderen Person, wenn uns an uns selbst keine eben derselben schlechten Eigenschaften zum Bewusstsein kommt, und das keine heftigen unangenehmen Gefühle in uns hervorruft.“

Diese Definition erklärt und begründet der Vf. sodann ausführlich besonders durch eine grosse Zahl von Beispielen.

Zwei naheliegende Einwände erheben sich gegen diese Definition. Man kann zwar nicht leugnen, dass unter den hier bezeichneten Bedingungen ein Lachen hervorgerufen wird, aber erstens ist ein solches weniger ästhetischen Ursprungs als vielmehr ein Ausdruck der Schadenfreude. Zweitens ist es meist ein Contrast, ein heller Unsinn, welcher als schlechte Eigenschaft belacht wird, der Unsinn braucht aber nicht immer als schlechte Eigenschaft eines Menschen zu erscheinen. Den ersteren Einwand widerlegt der Vf. dadurch, dass er in jenem Wohlgefallen vielmehr die Freude an dem Ideal des Menschen findet, weshalb er auch seinem „Beitrag zur Psychologie und Aesthetik“ „eine Darstellung des Ideals des Menschen“ in Verbindung aller „schlechten Eigenschaften“ einverleibt hat. In dieser Darstellung können wir freilich ihm nicht in allem beipflichten, so z. B. in seiner Schilderung echter Religiösität. Den anderen Einwand weist er durch einen logischen Kunstgriff zurück: er nennt alles Komische, das nicht in obige Definition passt, welche auf das „Wirklich-Komische“ geht, dem „Fälschlich-Komischen“ zu, das in dem starken zweiten Band behandelt wird, in welchem er nun auch eine Kritik der abweichenden Begriffsbestimmungen gibt und seine Auffassung gegen die Angriffe, welche auf den ersten Band gemacht wurden, zurückweist.

Erst am Ende des zweiten Bandes unterzieht er die zahlreichen früheren Theorien vom Komischen, deren er acht aufzählt, einer Kritik. „Solcher Richtungen gibt es nun, abgesehen von der schon früher mitgetheilten Hegel'schen, die wir die des sich zu einem Erhabenen aufschwingenden Schlechten nennen können, im ganzen sieben, die wir der Reihe nach als die Theorie des Schlechten oder Unvollkommenen, die des Hässlichen, Disproportionirten oder Unharmonischen, die des Ungereimten, Unverständigen oder Verkehrten, die der Selbstzerstörung des Unvernünftigen, die des Spiels der Natur mit dem Menschen, die der Verbindung eines Erhabenen mit einem Niedrigen, und endlich die des Widerstreits oder der Mischung von Lust und Unlust bezeichnen wollen.“ S. 734.

Günstig wurde sein Werk nur von Wenigen aufgenommen, so von H. Schmidkunz und K. Groos, stark verurtheilt von dem „früher katholischen Pfarrer K. Jentsch“ und von den Aesthetikern Lipps und Werner, welche der Vf. sehr energisch abfertigt. Er hofft mehr Anerkennung in der Zukunft.

„Und ich fürchte mich nicht zu sagen, dass spätere Zeiten mein Werk denen der Bahnbrecher der Wissenschaft, eines Copernicus, Galilei, Descartes, Harwey, Jussieu und Linné, Ad. Schmith, Lavoisier, Bopp, Fechner u. A. zuzählen werden, obgleich ich weiss, dass diese Aeusserung Veranlassung geben wird, dasselbe um so mehr zu sekretiren und zu verlästern, eine, wie es mir scheint, unvermeidliche Thatsache im Kampfe um's Dasein. Und nun wollen wir die Entscheidung darüber getrost der Zukunft über-

lassen, wer von uns beiden mit seiner Meinung recht hat, Herr Werner, der vielleicht niemals über das Problem des Komischen und die sonstigen in meiner Schrift behandelten damit zusammenhängenden Fragen nachdachte, oder ich, der ich mich so lange und so allseitig damit befasste!“ (Vorw. zum 2. Bd.)

In der Erwartung, dass der von ihm gezeichnete Idealmensch der Mensch der Zukunft sein werde, dürfte sich doch hoffentlich der Vf. sehr getäuscht finden. Wenn man nach den zahlreichen Proben, die er aus dem cynischen Religionsspötter Heine, aus dem Kladderadatsch und anderen lasciven Gotteslästerern beibringt, seinen ästhetischen Geschmack beurtheilen darf, so müssen wir gegen einen Idealmenschen seines Geschmackes im Interesse der Aesthetik, der Moral und der Religion entschieden protestiren.

Man kann sicher dem Vf. grosse Vertrautheit auf dem Gebiete des Komischen, wie sie nur eine lange fleissige Beschäftigung mit demselben geben kann, nicht absprechen, und wer sich mit seinen Theorien nicht befreundet, findet in dem Buche doch einen reichen Schatz von Beispielen für alle Arten des Komischen; dabei bleibt es dem Leser ja unbenommen, das was Ü. als sogenanntes fälschlich Komisches behandelt, als wirklich Komisches zu nehmen und als solches auf sich einwirken zu lassen. In der That erregt letzteres oft stärker die Lachmuskeln als manches „wirklich Komische“

Fulda.

Dr. C. Gutherlet.

**Das Associationsprincip in der Aesthetik.** Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Von Joh. Ziegler. Leipzig, Avenarius. 1900.

Eingehend behandelt der Vf. das in der neueren Aesthetik so stark hervortretende Associationsprincip, von dem Fechner, der es in seiner „Vorschule zur Aesthetik“ ganz besonders zur Geltung zu bringen gesucht, behauptet, es hänge die halbe Aesthetik an ihm.

Zunächst gibt er eine Uebersicht über die Associationstheorie in England: Locke, Home, Beattie, Alison, Jeffrey. Dieselbe hatte auch dort viele bedeutendere Gegner: Begg, Ruskin, Knight, Bosanquet.

Mehr Anhänger fand das Associationsprincip zur Erklärung des ästhetischen Eindruckes, weshalb der Vf. hauptsächlich die deutschen Aesthetiker vorführt und kritisirt. Am eingehendsten beschäftigt er sich mit Fechner, insbesondere mit dessen berühmtem Beispiele von der Orange, an der durch Association die ganze Herrlichkeit Italiens hängen soll. Es ist dies ein nach dem Vf. unberechtigter Dualismus, „die Einführung eines absolut nicht hierher gehörigen »Wissens« einer irgend von aussen her gewonnenen theoretischen Erkenntniss.“ S. 137. Auch den Eindruck

der Farben erklärt Fechner durch Association, so z. B. den traurigen des Gelb durch die sandige Ebene und das welke Laub. Dagegen der Vf.: „Nun ist aber doch unzweifelhaft, dass die sandige Ebene, das welke Laub usw. gerade deshalb den Eindruck des Matten und Tristen machen, weil sie jene Farbe an sich tragen und dass man einen Zirkel begeht, wenn man den Eindruck der Farbe an sich aus dem Eindruck ableitet, den der Gegenstand eben mit jener Farbe und durch dieselbe auf uns macht.“ S. 38. Die Beseelung, wie sie besonders Lipps vertritt, führt etwas über die Association hinaus, im Grunde bleibt auch hier eine blosse „Gewohnheitstheorie“. Noch weiter entfernt sich vom Dualismus die „Einfühlung“ R. Vischer's, Volkelt's und Biese's.

„Vergegenwärtigen wir uns den Gang, welchen die Entwicklung der Anschauung vom Wesen des Schönen, von der schroffen Associationstheorie Fechner's bis auf Volkelt genommen hat, so können wir uns der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass sich mehr und mehr die Erkenntniss Bahn bricht, dass in der That Menschenseele und Natur auf einen Ton gestimmt sind, dass alles zur Anerkennung der Wahrheit drängt, dass ein fundamentales Entsprechen zwischen unseren eigenen Formen und den Formen der Aussenwelt, die uns gefallen, besteht.“ S. 78. „Sollen wir zum vollen Erfassen dieser Thatsache gelangen, so bedarf es noch der Beseitigung des letzten Restes von Dualismus, der auch in der »innigen Symbolik«, in der »Einfühlung« Vischer's und in dem »intensiven Hineinschauen« Volkelt's steckt. Denn auch jener »innigen Symbolik« liegt eben als Symbolik offenbar das betonte Bewusstsein zu Grunde, dass »eigentlich nur verglichen wird« (Krit. Gänge V, 142), und dieses »Hineinschauen« trägt unverkennbar den Charakter einer intimen Association, in dem »was sich associativ herbeigefunden, intensiv empföhlt wird (Volkelt, Symbolbegr. S. 193). Und nun wenn man erkennt, dass die Realisirung der Identität von Geist und Natur im Bewusstsein (Volkelt, S. 111) nicht auf einer »Depotenzirung des Menschen zur Natur« (Volkelt, S. 109), sondern nur im Sinne einer Potenzirung der Natur zum Geiste (Volkelt, S. 110) möglich und denkbar ist, nur dann wird es gelingen, die Aesthetik auf »der Grundlage der Einheit von Natur und Geist als Entwicklung des Satzes: das Schöne ist persönlich« aufzubauen (Vischer, Altes und Neues, Neue Folge, S. 341).“

In einem Nachtrage wendet sich der Vf. gegen einen Gegner Volkelt's, der wieder die Association mehr zur Geltung bringen will<sup>1)</sup>. Freilich sollen nach Stern unbewusste Vorstellungen associirt werden. Aber nach dem Vf. „besteht das Wesen des ästhetischen Genusses nicht in einem dunklen, traumhaften Wiedererleben früherer Gefühle . . ., sondern in einer bewussten psychischen Belebung und Erfahrung, die in jedem einzelnen Falle den Charakter des Neuen, Niedagewesenen trägt.“

Was sagt wohl der Vf. zu der seitdem erschienenen Abhandlung von O. Külpe<sup>2)</sup>, der das associative Moment durch Unterscheidung von noth-

<sup>1)</sup> P. Stern, Beitr. z. Aesthetik, Bd. V, 1898. — <sup>2)</sup> Ueber den associativen Factor des ästhetischen Eindrucks. Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. 1899, S. 145 ff

wendigen und eindeutigen Associationen von zufälligen und schwankenden in seine alten bis auf Plato zurückgehenden Rechte einzusetzen sucht?

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

### **Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters.**

Hrsg. von Dr. Cl. Bäumker und Dr. Gg. Frhr. v. Hertling. Münster, Aschendorff. III. Bd. 3. Heft: **Die Stellung des hl. Thomas von Aquin zu Avencebrol** (Ibn Gebirol). Untersucht von Dr. Mich. Wittmann. 1900. 79 S. *M.* 2,75.

Einleitend wirft der Vf. einen Blick auf die Bedeutung und die bisherige wissenschaftliche Würdigung des gerade von den Koryphäen der Scholastik am meisten beachteten jüdischen Philosophen. Allen bisherigen Arbeiten über Avencebrol von Munk bis Guttmann hafte trotz ihrer anerkennenswerthen Gründlichkeit der Mangel an, dass sie sich auf einen unsicheren Text stützen. Daher rühre das fühlbare Schwanken in der Darstellung seiner Doctrin. Dem sei nunmehr gesteuert durch die verdienstvolle Ausgabe, welche Bäumker von der lateinischen Uebersetzung der „Lebensquelle“ besorgte. Auf Grund dieser Ausgabe will der Vf. das Verhältniss des hl. Thomas von Aquin zur „Lebensquelle“ in erschöpfenderer Weise, als bisher geschehen, neuerdings einer Untersuchung unterziehen. Zu diesem Zwecke entwirft er zunächst in grossen Zügen, Satz für Satz mit peinlicher Genauigkeit belegend, eine Skizze von dem Lehrgehalte der „Lebensquelle“. Das Denken Avencebrol's sei ganz und gar durch den neuplatonischen Realismus bestimmt. „Eine Einheit im Begriffe ist ihm auch eine Einheit in der Sache, eine Vielheit in den Gedanken auch eine Vielheit in den Dingen“ (S. 13). So erscheint ihm das Universum als eine Substanz, und da jede Substanz aus Materie und Form bestehe, so durchziehen diese Constitutive alles Seiende, das Geistige ebenso wie das Körperliche. Nur das höchste Wesen ist eine absolute Einheit, unberührt durch Vielheit und Unterschied, wie sie in allem Geschaffenem sich finden.

Alsdann weist der Vf. auf die engen Beziehungen zwischen Avencebrol und der christlichen Scholastik hin. Dominicus Gundissalin habe nicht nur die „Lebensquelle“ übersetzt, sondern auch inhaltlich ausgiebig in seinen eigenen Schriften verwerthet. Wilhelm von Auvergne nenne den Namen ihres vermeintlich christlichen Urhebers mit Enthusiasmus. Von besonderer Bedeutung sei es aber geworden, dass sich auch Alexander Halensis dem Banne der Avencebrol'schen Denkweise theilweise fügte, wodurch die ganze Franciscanerschule beeinflusst worden sei. Bei Johannes von Rupella lasse sich, wenn

er auch die allgemeine Zusammensetzung aus Materie und Form leugne, diese Wahrnehmung machen, wie bei Bonaventura und den späteren Wilhelm von Lamarre und Richard von Middltown. Ganz deutlich aber trete dieser Einfluss wieder zu Tage bei Duns Scotus. Dass übrigens auch bei den Dominicanern die Lehre von der allgemeinen Zusammensetzung alles Geschöpflichen nicht wenige Anhänger (plerique) zählte, bezeugt ausdrücklich Albertus Magnus, der sich aber seinerseits ablehnend verhielt. Einen principiellen Charakter nimmt, wie Wittmann trefflich ausführt, die Polemik des hl. Thomas gegen Avencebrol an. Sie will in dem jüdischen Philosophen zugleich die platonisirend-realistische Richtung unter den zeitgenössischen Scholastikern, hauptsächlich unter den Franziscanern, treffen. In dieser Polemik trat aber im Laufe der Zeit eine Wendung ein. Zuerst ist das Ziel derselben ganz deutlich Avencebrol selbst. Später, als die Franziscaner sich für Anschauungen, die ihren unmittelbaren geschichtlichen Ursprung in Avencebrol hatten, auf christliche Autoritäten, besonders auf den hl. Augustinus beriefen, trat jener Zielpunkt völlig in den Hintergrund. Diese Wahrnehmung ist von Bedeutung für die Chronologie der Schriften des hl. Thomas. Eine hervorragende Rolle im Kampfe gegen Avencebrol spielt nach Wittmann die thomistische Schrift *De substantiis separatis*. Gegen den jüdischen Philosophen suche Thomas in derselben die Einfachheit der endlichen Geister zu erweisen. Wittmann widmet den hierauf bezüglichen Theilen eine sorgfältige, Auffassung und Bekämpfung des jüdischen Schriftstellers genau abwägende Untersuchung (S. 40—55). Thomas gehe zunächst darauf aus, die Voraussetzungen Avencebrol's zu beseitigen, er begründe dann seine eigene Ansicht über die Constitution der geistigen Substanzen, um sich endlich gegen die Argumente seines Gegners zu wenden.

Wenn Thomas v. Aquin Avencebrol als Urheber der Lehre von der Mehrheit substantialer Formen in den Körperwesen betrachtet, so stimmt dem Wittmann insofern bei, als der jüdische Philosoph zeitweilig ohne Zweifel die Hauptquelle für die genannte, von Thomas bekämpfte Doctrin bildete (S. 67).

Ein schönes Ergebniss der weiteren Untersuchung über das Verhältniss von Thomas und Avencebrol ist der überzeugend geführte Nachweis, dass die Schrift des ersteren *De ente et essentia* nur als Streitschrift gegen den jüdischen Denker eine ausreichende Erklärung findet. Sie handelt über die beiden Objecte, Körper und Geist, aber unter Gesichtspunkten und in einer Gedankenverbindung, welche deutlich durch den Gegensatz zu Avencebrol bedingt sind.

Als letzten, aus der Einflussphäre der „Lebensquelle“ stammenden Lehrpunkt, welchen Thomas bekämpft, führt unser Autor den Mangel

einer Wirksamkeit der Körperwesen an. So verhielt sich Thomas gegen Avencebrol ausschliesslich ablehnend, nur dort, wo er von der „forma corporeitatis“ redet, hat sich vielleicht eine Gedankenspur des jüdischen Philosophen bei dem berühmtesten unter den christlichen Scholastikern erhalten. —

Es war keine mühelose Aufgabe, die sich der Vf. mit der vorliegenden, anscheinend anspruchslosen Detailuntersuchung stellte. Sein darauf verwendetes eindringendes Studium, der allenthalben wahrzunehmende kritische Scharfsinn, die zu überzeugender Klarheit durchgearbeitete Darstellung verdienen ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Regensburg.

Dr. J. A. Endres.

## Tafeln zur Geschichte der Philosophie. Von Dr. C. Stumpf.

2. Aufl. Berlin, Speyer n. Peters. *Mb.* 1,60.

Auf die Vortrefflichkeit dieser Tafeln ist von anderer Seite wiederholt aufmerksam gemacht worden. Wir wollen dieses Lob nicht schmälern, erlauben uns aber eine Bemerkung, betreffend Tafel III. „Mittelalter:“ Die dort gegebene Eintheilung fasst die Scholastik wohl zu weit. Wir würden folgendes Schema vorziehen:

### I. Scholastische Richtung:

- a) *Vertreter der Scholastik*: 1. Nominalismus: Roscellin, Occam usw.  
 2. Extremer Realismus (Wilh. v. Champeaux usw.). — 3. Gemässigter Realismus (Anselm, Thomas usw.).  
 b) *Gegner der Scholastik*: 1. Scotus Erigena; 2. Platoniker; 3. Pantheisten.

### II. Mystische Richtung:

- a) *orthodoxe*: Bernh. v. Clairvaux usw.  
 b) *heterodoxe* (pantheist.): Scotus Erigena usw.

In der Colonne „Neuscholastiker — 1869“ hätten Liberatore, Taparelli und Sanseverino eine Stelle finden können. Auch Balmes' eigenartige Richtung verdiente eine Erwähnung.

Fulda.

Dr. Chr. Schreiber.